

Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 30 (1943)
Heft: 9

Artikel: Der Zeitfaktor in der Gartengestaltung
Autor: Mertens Oskar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-24316>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Werden, Sein und Vergehen unseres eigenen Daseins erfüllt uns meist derart stark, daß wir nur zu leicht die Dauer bedingenden Menschheitsaufgaben übersehen. Vor lauter Gefangensein im persönlichen Erleben verlieren wir die Distanz zu allem, was über unser Heute hinausgeht. Die Wichtigkeit des Faktors «Zeit» kommt uns nur in besonderen, entscheidenden Augenblicken unseres Lebens, und dann oft mahnend und schreckhaft zum Bewußtsein. Das mag mit Ursache dafür sein, daß wir alles, was mit Zeit zu tun hat, gern beiseite lassen. Da fast alle unsere Berufe (mit Ausnahme der Wissenschaften) sich mit toten Materialien befassen, die sich beliebig formen lassen, ohne sich später wesentlich zu verändern, so ist auch diese Tatsache für das Vergessen des Zeiteinflusses in der selben Richtung wirkend.

Nur die Gartenkunst steht in dieser Beziehung ganz einzigartig da. Ihr wichtigster Baustoff ist die Pflanze mit ihren unendlich vielen Möglichkeiten an Formen, Größen, Farben, Entwicklungsunterschieden, Nahrungs- und Lichtansprüchen. Als lebendes Wesen ist auch sie in den anfangs genannten Kreislauf eingespannt, wie wir selbst. Aus kleinem, kaum sichtbarem Samen entstehend baut sie nach geheimnisvollen Gesetzen bald schnell, bald langsam, bald rasch vergänglich, bald Jahrhunderte überdauernd ihre vom Schöpfer gegebene Gestalt auf, und es ist nun die Aufgabe des Gärtners, in möglichst umfassender Kenntnis all dieser Lebenserscheinungen die *Wahl der Gewächse* richtig zu treffen.

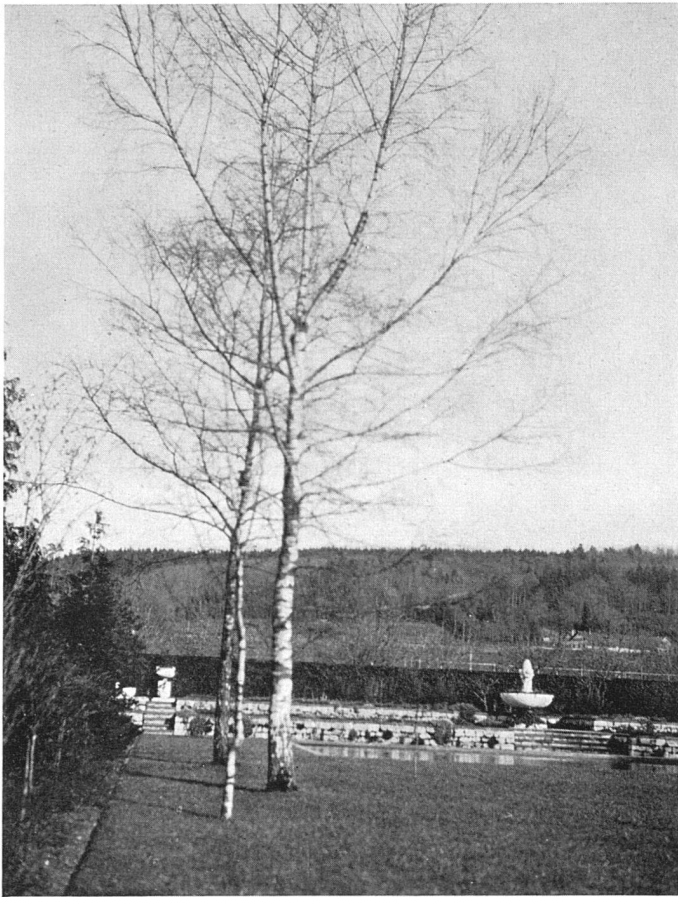
Mit hoch werdenden Gehölzen immergrüner oder laubabwerfender Art baut er die *Hauptstützpunkte des Gartenraumes*. Er hat dabei sorgfältig darauf zu achten, daß die Wuchsgröße für lange Dauer die durch die Grundstückgröße gegebenen Verhältnisse nicht übersteige. In kleiner oder mittelgroßer Fläche muß er alle ganz groß werdenden Sorten, wie Buchen, Linden, Ulmen, Trauerweiden usw. vermeiden, um nicht in absehbarer Zeit ein lichtloses, dumpfes und feuchtes Gärtchen als Resultat seines Irrtums zu erhalten.

Diese raumbildende Wirkung der Baummassen hat aber noch einen zweiten Faktor von enormer Wichtigkeit in ihrem Gefolge. Je größer ein Baum ist, desto weiteren Schatten wirft er auf seine Umgebung, und *Schatten* ist ja bekanntlich fast der schlimmste Feind allen pflanzlichen Lebens, ganz besonders aller Blütenbildung. Auch in diesem Sinn ist richtige Größe oder Sortenwahl mitbestimmend auf die zwar weniger raumbildenden, aber dafür um so mehr bereichernden, schmückenden und schützenden Gewächse kleinerer Wuchsform. Wohl gibt es schattenertragende Arten, aber sie sind dafür fast immer unscheinbar, oft unpersönlich und eintönig in ihrem Habitus, in ihrem Aufbau von Zweigen, Laub und Blüten.

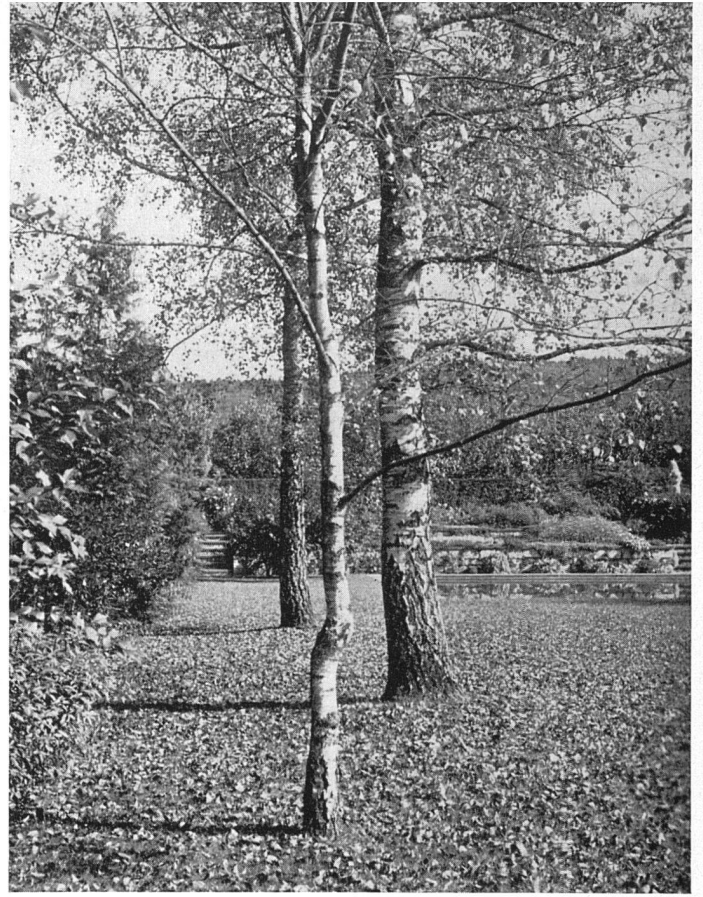
Wohl am wenigsten Schwierigkeit zur Vorausberechnung der zukünftigen Gartenwirkung bereiten die *Zwergformen* aller Gehölze. Ihr kurztriebiger Wuchs bringt so kleine Veränderungen, daß daraus nur Nuancenverschiebungen des Gesamtbildes entstehen. Auch die *ausdauernden Blütenstauden*, die im Frühjahr aus der Erde aufsteigen und im Herbst bis zum Boden absterben, geben Jahr für Jahr die gleichen Farbenakzente; höchstens, daß mit der Zeit die robusteren Arten ihre zarteren Gefährten erdrücken, oder durch Wurzeinfluß aushungern. Diesem Übelstand kann nur durch Neuaufteilung und Ergänzung der Blumengruppen ca. alle 5–8 Jahre abgeholfen werden.

Betrachten wir das Problem der Stauden genauer, so werden wir durch sie in einen bisher noch gar nicht genannten, aber gärtnerisch außerordentlich wichtigen Einfluß des Zeitlaufes eingeführt, nämlich in den regelmäßigen *Rhythmus der wechselnden Jahreszeiten*. Aus der scheinbaren Totenstarre des Winters beginnt zuerst da und dort wie ein Wunder neues Leben. Knospen schwellen und öffnen sich. Kahles Geäst kleidet sich in frischgrünes Laub. Braune Erde wird von scharfen Triebspitzen durchstoßen, die bald früh, bald erst später den Zauber ihrer Blütenpracht zur Entfaltung bringen. Schon im Frühling und Frühsommer strahlt eine Farbensymphonie durch unsere Gärten, die, im Sommer leise abklingend, im Herbst noch einmal zu einer bunten Pracht von spätblühenden Perennen, leuchtenden Früchten und unendlich reich schattierten Laubverfärbungen sich aufschwingt. Tieferer Sonnenstellung und kalte Winde räumen bald mit all der Herrlichkeit auf, bis Frost und Schnee ihre funkelnden Kristalle bauen und tiefe Stille über alle dahingegangene Schönheit breiten.

Dieses Werden und Vergehen aller Pflanzen im kleinen Kreislauf des Jahres und im großen Wechsel der Jahrzehnte und Jahrhunderte bringt dem Gartenbesitzer und dem Gartengestalter manche schwere Aufgabe. Schon bei der ersten Verteilung der Gewächse im Rahmen der neu zu erstellenden Anlage stellt sich die Frage der *Abstände von Pflanze zu Pflanze*. Als lebende Wesen verändern sie durch Wachstum dauernd ihre Größe und ihre Form, je nach Art bald schneller, bald langsamer. Stellt man sie auf sofortige Wirkung wie z. B. in einem Ausstellungsgarten, so müssen schon in 3–5 Jahren ziemlich viele wieder herausgenommen werden, sonst ergibt sich ein Kampf aller gegen alle um Sonne und Nahrung, der ebenso verderbliche Wirkungen mit sich bringt wie die menschliche Parallele unserer Zeit. Wählt man die Pflanzdistanzen für einen Zusammenklang nach 15–20 Jahren, so wird die Wirkung am Anfang recht mager und durchsichtig sein, um dann nach 50 Jahren und später doch wieder der befreienden Axt des Gärtners zu rufen. In großen Parkanlagen muß auf noch längere Sicht disponiert werden, indem man sogenannte



Garten in Schönenwerd (vor ca. 10 Jahren) Gebr. Mertens BSG, Zürich



Birken in genügender Pflanzdistanz auch nach 10 Jahren noch richtig

Standbäume und Strauchgruppen mit weniger wertvollen Begleitgehölzen versieht, die dann unter der prüfenden Überwachung des Gartengestalters im Lauf der Jahrzehnte wieder beseitigt werden müssen. Wichtig in diesem Zusammenhang ist auch noch die Frage, ob einzelne Gewächse freistehend als sogenannte Solitäre die ihnen eigene Schönheit nach allen Seiten dauernd zeigen sollen, oder ob das Ineinanderspielen verschiedener Gehölze in Form- und Farbenkontrasten zur Bereicherung und Erzielung des geschauten Gartenbildes erwünschter sei. Aus all diesem ergibt sich, daß in der Gestaltung der Gärten schon aus der Sache an sich eine « richtige », überall passende Pflanzendistanz *nicht* existiert. Es muß also von Fall zu Fall in möglichst offener Aussprache zwischen Bauherr und Gärtner der passende Kompromiß gefunden werden.

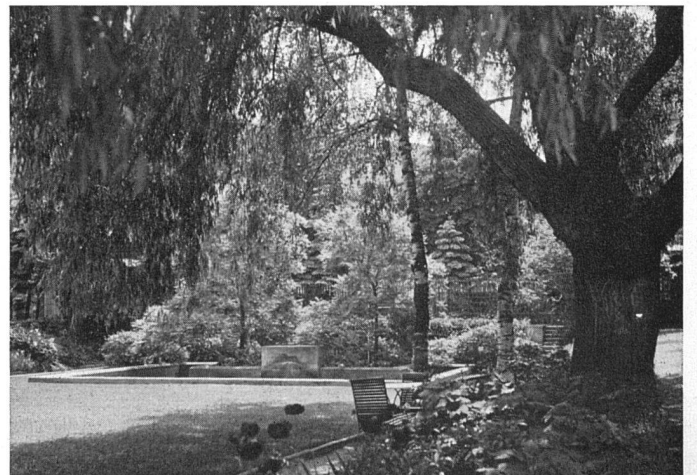
Aus der unvermeidlichen Tatsache des Wachstums alles Pflanzenmaterials ergibt sich von selbst ein *Werden, Sein und Vergehen des Gartens als Ganzes*, als gewollte und gestaltete Form, als Kunstwerk.

Schon aus verpflanztechnischen Gründen können die meisten Gehölze nur in relativ jungen Exemplaren ohne großes Risiko gesetzt werden. Einige Pflanzenfamilien sind ganz besonders empfindlich. Daraus ergibt sich von selbst beim « jungen » Garten eine gewisse Leere, eine nur leicht angedeutete Raumgestaltung. Daneben wirken vorhandene Bauten, Mauern, Treppen, Plätze und Wege doppelt hart. Das « Skelett » der Anlage drängt sich vor, da das ganze Leben, das Spiel des Laubes, die Linien der Äste und Zweige, das festliche Leuchten der Blüten noch nicht richtig zur Geltung kommen. Erst

Garten in Chur (vor ca. 20 Jahren) Gebr. Mertens BSG, Zürich



Raum bildende Grenzpflanzung zur Abdeckung der nachbarlichen Gebäude (nach 15 Jahren aufgenommen)



im Lauf von 8–10 Jahren beginnt das vom Ersteller geschautte Werk sichtbar zu werden. Die Planlinien werden überwachsen, Architekturteile zum Teil verdeckt, zum Teil lauschig eingerahmt. Die sorgfältig verteilten Standbäume recken ihre Kronen zum Himmel und gliedern so den Raum, als bald breite, bald schlanke Einzelglieder des umschließenden Grüns.

Wie schon oben angedeutet, wird die periodische Prüfung und Sichtung des Ganzen durch den Fachmann mit der Zeit immer notwendiger. Wird nicht rechtzeitig in den immer schärfer werdenden Kampf der Pflanzen um Licht und Nahrung eingegriffen, so tritt oft schon nach 20–30 Jahren ein *Verfallzustand*, ein « Greisenalter » des Gartens ein. Die Gehölze drängen sich gegenseitig in die Höhe, sie ersticken sich, werden in den unteren Schattenpartien kahl und häßlich, bis zuletzt nur noch ein ganz energischer operativer Eingriff mit teilweiser Um- und Neupflanzung die Hauptgedanken

des ursprünglichen Planes retten kann. Ist aber ein Garten oder Park wirklich fachlich tadellos angelegt und stets liebevoll überwacht, so kann dieser Altersverfall oft 50, 70, 100 Jahre und länger hinausgeschoben werden.

Natürlich ist die ständige *Pflege des Ganzen*, so des Rasens, der Blumen, der Rosen, Nutz- und Ziergehölze unerläßlich. Auch das Leben der Pflanzen ist in nur allzu reichem Maße allerlei Krankheiten und tierischen Schädlingen ausgesetzt, sodaß der Gärtner nicht nur ein Kenner seiner Gewächse, ein Gestalter des Gartens, sondern auch ein guter Arzt und Pfleger sein muß, gar nicht zu reden von allerlei Architektur- und Ingenieurwissen, das bei einer Neuanlage dringend nötig ist. So zeigt sich, wie der mit allem Lebendigen untrennbar verbundene Zeitfaktor gerade im Berufe des Gartengestalters ganz besonders große und eingehende Erfahrung verlangt. Fehlt dieselbe, so wird es « die Sonne unerbittlich an den Tag bringen ».

Wann und wie umfrieden wir unsere Gärten

von Johannes Erwin Schweizer

Wir müssen nicht weit ausholen, es liegt im Wort: Garten, althochdeutsch *garto*, gotisch *garda*, bedeutet Gehege, Einfriedung und hängt zusammen mit dem gotischen Zeitwort *gairdan*, das gürten beinhaltet. Ein Gehege für Stuten ist ein Stutengarten, woraus der Name Stuttgart entstanden ist. Aus dem Altdeutschen entlehnt sind *giardino* und *jardin*, aus diesem wiederum das englische *garden*. Vom Altgermanischen ist das Wort übergegangen in das Altslawische und begegnet uns in Städtenamen wie Belgrad, Petrograd und Nowgorod. Die Holländer sagen *tuin* für Garten, aber das beruht auf derselben Vorstellung, denn *tuin* entspricht dem deutschen Zaun und bedeutet nicht nur die Einfriedung selbst, sondern auch den eingefriedeten Raum. *Tuin* erscheint lautlich wieder im englischen *town*, der Stadt, deren Kennzeichen ja die Umfriedung durch eine Mauer ist. Auch das Zeitwort *umfrieden* geht auf eine Wurzel *fri* zurück, die das Hegen, Schonen bezeichnet; ein Friedhof ist ursprünglich jedes eingefriedigte Grundstück gewesen, erst später ist die Bedeutung eingeschränkt worden.

Die Einfriedung, die klare Trennung von der Umgebung ist heute noch Eigentümlichkeit guter *Bauerngärten*, die sich seit Jahrhunderten im Wesentlichen unverändert erhalten haben. Der Bauer schützt das Stück Land gegen unerbetene Eindringlinge, gegen das Wild, den Weidgang der eigenen Tiere und mancherorts auch gegen den wachstumstörenden Wind. Bauerngärten werden von einem Holzbag, sei es ein Palisaden-, Hörnli- oder Plankenzaun umgeben, seltener von einem Grünbag, im Gebirge zuweilen von einer trocken gefügten, breiten, niedrigen Mauer. Dieses gute Erbe sollte man weiterpflegen, dort wo neue Bauernhöfe ge-

schaffen werden. Die beiden Gärten im Dörfli der Landesausstellung 1939 – am Bergbauernhaus und am großen Bauernhof (Arch. Max Kopp) – die der Verfasser bearbeitete, waren auch in dieser Hinsicht als wegweisend gedacht. Der Bauer wohnt nicht in seinem Garten, sein Sitzplatz ist die Bank am Hause. Die Einfriedung des bäuerlichen Gartens muß deshalb nicht zugleich Sichtschutz sein. Ein Zaun von 100–120 cm Höhe wird wohl meistens genügen. Wir bekämpfen, wo wir können, den Unfug, Bauerngärten auf städtische Art mit Beton, Eisenrohr und Drahtgeflecht oder auch mit landschaftsfremden Heckengehölzen wie Thujen zu umfrieden. Gegen diese scheinbar selbstverständlichen Dinge wird auch heute noch weit mehr gesündigt, als wir es wahr haben wollen.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in der Stadt. Hier ist der Garten die ins Grüne erweiterte Wohnung, von der wir verlangen, daß man in ihr ungestört und unbeobachtet leben kann. Ein guter räumlicher Abschluß gehört deshalb zum Allerwesentlichsten eines städtischen *Wohngartens*. Den besten Schutz bietet unstreitig die hohe Mauer, abgedeckt mit einer schmalen Natursteinplatte oder mit Ziegeln. Ausmaß und Höhe der Mauer sind durch das jeweils geltende Baugesetz – allerdings nicht immer einwandfrei – geregelt. Es wäre wünschenswert, wenn auch in der Stadt die überlieferte heimische Art und Weise des Mauerns beobachtet würde. So geht es z. B. nicht an, Mauern heute mit Coppi abzudecken, dort wo seit Jahrhunderten Schieferplatten oder Biberschwänze dazu verwendet worden sind, nur deshalb, weil zur Zeit in unserm Lande allorts in « maniera ticinese » gearbeitet wird. Wir reden das Wort der schlichten, verputzten und ge-